

HERDER-KORRESPONDENZ

Siebtes Heft — 16. Jahrgang — April 1962

Liebe auch die Verlorenen, liebe den verschütteten Glauben an Christus in ihnen, den sie nicht wahrhaben wollen, liebe die Tugenden, deren sie sich enthalten, liebe das heilige Abbild, das sie trotz allem verkörpern, liebe Christi Blut, durch das sie nach deinem Glauben erlöst sind!

Ignatius von Loyola

Eine größere gegenseitige Wertschätzung und genauere Kenntnis zwischen Katholiken und getrennten Christen möge den Weg zur Einheit ebnen. Allgemeine Gebetsmeinung für Mai 1962

1. Kardinal Bea bemerkt mit Recht in einer Erklärung zu dieser wahrhaft durchgreifenden und, am Herkommen gemessen, geradezu umstürzenden Gebetsmeinung Papst Johannes' XXIII., sie werde wohl viele Katholiken in einige Verlegenheit setzen. Das tut sie in der Tat. Es soll daher ihr Sinn und ihre Absicht sorgfältig durchdacht werden. Auch diese Gebetsmeinung steht wie alle anderen des laufenden Jahres im Dienst des Zweiten Vatikanischen Konzils, aber sie geht erheblich über die nächstliegende Aufgabe des Konzils hinaus. Sie kennzeichnet vor allem die elementare menschliche Methode des regierenden Papstes, ein von allen Beteiligten als kaum lösbar angesehenes theologisches Problem, nämlich die Wiederherstellung der kirchlichen Einheit der Christen, möglichst unbefangen von der Seite der natürlichen Tugenden her anzugehen. Denn gegenseitige Wertschätzung — gegenseitige wohlgerneht — und genauere Kenntnisse übereinander zwischen Katholiken und getrennten Christen sind zunächst die unerlässliche Grundlage eines friedlichen und menschenwürdigen Zusammenlebens der Christen in der Glaubensfreiheit. Sie beginnt mit der Höflichkeit, die von christlicher Freundlichkeit, Güte und Geduld getragen wird, und sie geht in befreiender Offenheit füreinander von der Annahme aus, daß der Christ in der anderen Kirche oder Glaubensgemeinschaft es wert ist, nicht nur als Mensch, sondern wegen seines Glaubens an Jesus Christus und als Getaufter geschätzt zu werden, d. h. als Hausgenosse des Reiches Gottes, auch wenn er nicht den ganzen katholischen Glauben teilt. Ja, nicht nur wegen seines Glaubens und Lebens soll er hochgeschätzt, sondern er soll für so wertvoll gehalten werden, daß es sich lohnt, eine genauere Kenntnis voneinander zu erwerben, weil es von Christus — und dem Papst ausdrücklich geboten ist. Damit sind manche landläufigen Bücher der Apologetik und selbst der neue Katechismus, soweit er auf andere Christen Bezug nimmt und begründet, was sie nicht sind (Lehrstück 58), mit einem Federstrich überholt. Grund genug zu der Erkenntnis, daß hier ein neuer Weg beschritten und eine neue Haltung, ja eine anhaltende Arbeit und ein Gespräch gesucht und gefordert wird. Bei dieser Wen-

dung bleibt es noch offen, welche „Einheit“ gemeint ist. Wohl sollen wir endlich den Weg zu ihr ebnen. Es soll hier nicht das dornige Problem der Einheit näher entfaltet werden, denn das ist vom Papst offensichtlich nicht beabsichtigt. Wir haben die sehr unterschiedlichen Begriffe von kirchlicher Einheit in früheren Gebetsmeinungen ausführlich geklärt (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 98 f.; 15. Jhg., S. 97: hier ist auch die neue ökumenische Formel für die in Aussicht genommene Einheit mit der römisch-katholischen konfrontiert). Es ist bekannt, daß einige lehramtliche Dokumente Johannes' XXIII. ausdrücklich von der „Rückkehr“ der getrennten Christen in das gemeinsame Vaterhaus sprechen — das übrigens seit 400 Jahren erneuert wurde und durch das Konzil abermals gründlich erneuert werden soll —, während andere diesen anstößigen Begriff vermeiden (vgl. die Berichtigung in Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 285), ohne wohl einen Zweifel daran zu lassen, auf welche Mitte hin die Einheit verwirklicht werden sollte. Ehe aber sinnvoll und mit ausreichendem Verständnis für die verschiedenen Vorstellungen von der Einheit gesprochen werden kann, muß im Sinne dieser Gebetsmeinung der Weg durch größere gegenseitige Wertschätzung und genauere Kenntnisse der Anliegen und Lehren geebnet worden sein.

2. Eine gegenseitige Hochschätzung als Christ, das muß betont werden, um etwaige Zweifel auszuräumen, bedeutet nicht, daß der Katholik die Wahrheit seines Glaubens, den er von der Kirche empfängt, auch nur im geringsten preisgeben hätte. Im Gegenteil, angesichts der geforderten offenen menschlichen Begegnung miteinander wird er genötigt sein, sich seines Glaubens erst recht und gründlich zu vergewissern. Es wird von ihm auch nicht verlangt, daß er die neue menschliche Haltung zu anderen Christen dazu nutzen solle, diese zum katholischen Glauben zu bekehren. Davon ist in der Gebetsmeinung nicht die Rede. Wohl aber soll er sich bemühen, den Glauben — und das heißt: die Nähe zu Christus — bei den anderen Christen besser kennenzulernen, ehe er sich ein Urteil erlaubt. Der Papst geht also von der Voraussetzung aus, die anderen Christen sind es wert, daß wir uns genauere Kenntnisse über ihre christliche Art erwerben. Der oberste Hirte der Kirche weist nicht in diese Richtung, weil er meint, der katholische Glaube, wie ihn die Kirche von den Aposteln

empfangen und weitergegeben hat, sei objektiv unvollkommen oder unvollständig und bedürfe einer dogmatischen Ergänzung. Wer dies als die Meinung des Papstes unterstellt, würde ihn mißverstehen. Es ist auch schwerlich seine Absicht, die Katholiken dazu anzuhalten, bei den anderen Christen Irrtümer festzustellen und zu beklagen. Das bleibt Sache des Lehramtes und der Theologen. Bei dem nüchternen menschlichen Sinn des Papstes dürfte zunächst die ganz einfache Lebenserfahrung vorliegen, daß man von den anderen Christen eine größere Hochschätzung des katholischen Glaubens und ein Bemühen, ihn genauer kennenzulernen, nur dann erwarten kann, wenn wir selber vorher die gleiche Anteilnahme für diese Christen bekunden: Was du willst, daß man dir tut, das leiste zuerst den anderen. Diese goldene Regel ist recht und billig, und es bürgt für die Sorgfalt des neuen Kurses, daß er auch ohne theologischen Aufwand mit elementaren Regeln der Gerechtigkeit einen Weg bahnen will. Der Papst darf sicher sein, daß er für dieses nüchterne und gütige Verfahren den Beifall aller Christen finden wird. Bessere Kenntnisse über die anderen verschafft man sich, indem man zu ihnen hinget und sie besucht. Das ist leider keine Selbstverständlichkeit, es ist aber eine Notwendigkeit. Und daraus folgt, daß man miteinander spricht. Aus einer oft kurzsichtigen Apologetik wird das geduldige Gespräch. Kardinal Bea geht so weit, daß er sagt: „Wir werden auch dafür beten, daß die theologische Unterweisung sich mehr und mehr in einem Geist des Dialogs mit unseren Brüdern vollzieht...“, ein Geist, von dem z. B. Heinrich Fries in seinem Buch „Das Gespräch mit den evangelischen Christen“ (Schwabenverlag, Stuttgart 1962) ein vorbildliches Zeugnis gibt. Das ist wahrhaftig eine Wendung von großer Tragweite, wenn sie von vielen befolgt wird. Eine Wendung nicht nur im Bereich der natürlichen Tugenden, sondern auch im Hören auf den Geist des Neuen Testaments. Kardinal Bea legt in der erwähnten Erklärung (der französischen Ausgabe des römischen Gebetsapostolats) großen Wert darauf, zu betonen, daß wir hinsichtlich der getrennten Christen „in die Schule des Neuen Testaments“ gehen müssen, und er zitiert dabei Römer 12, 10, Philipper 2, 5 f. und sogar Matthäus 20, 26 f.: „Der Menschensohn ist nicht gekommen, sich dienen zu lassen, sondern zu dienen und sein Leben hinzugeben...“ Vor allem müsse beachtet werden, daß die ökumenischen Christen in vollem Ausmaß guten Glaubens sind, da sie ihren christlichen Glauben nicht im Abfall von der Kirche, sondern als Erbe der Väter übernommen haben. In jedem Falle sind sie getauft und deshalb auch vom Heiligen Geiste erfüllt. Wer daher in einer Art „Kollektivistolz“ auf andere Christen herabsieht, versündigt sich gegen die Wahrheit, gegen Gerechtigkeit und Liebe, auch wenn er meint, er tue es im Namen Christi. Das gelte besonders für Länder mit katholischer Mehrheit, wie z. B. Italien und Spanien!

3. Diese unanfechtbare Grundlage für das Bemühen um eine größere Wertschätzung und genauere Kenntnis der ökumenischen Christen schließt die Erkenntnis ein, daß katholischerseits das Gespräch nicht nur deshalb geführt wird, damit diese Christen sich für den katholischen Glauben öffnen, so wie wir uns ihrem Glauben zuwenden. Das Gespräch wird zweifellos auch gesucht, um die Gaben des Heiligen Geistes, also kostbarste Werte, bei den getrennten Christen zu entdecken, die anerkannt und geschätzt werden müssen um Christi willen. Denn das Gespräch soll ja nicht allein vom politischen Wetter, von sozialer Gerech-

tigkeit und gemeinsamen Hilfeleistungen für Notleidende handeln, es soll „in Christus“ geführt werden. Das hat nun unvermeidlich und glücklicherweise zur Folge, daß die katholischen und die ökumenischen Christen jeweils diejenigen Glaubensinhalte und Glaubenserfahrungen voneinander zur Kenntnis nehmen, die ihnen besonders am Herzen liegen und die wir bisher in der Regel mit Eifer nur gegeneinander verteidigt haben, statt uns in die des anderen zu vertiefen.

So haben wir beispielsweise in der Verteidigung des Primats gegenüber den Orthodoxen — der wesentlichste Unterschied zu ihnen — viel zu einfach damit argumentiert, daß sie ihn ja in der Alten Kirche anerkannt hätten, und zuwenig beachtet, welche geschichtlichen Faktoren in der Entwicklung des Primats seitdem zu der tiefen Entfremdung geführt haben, die einen bloßen Rückgang auf die Zeit Leos' I. nicht als ausreichend erscheinen lassen (wie man an dem erleuchtenden Aufsatz von C.-J. Dumont OP: „Nach 900 Jahren der Trennung“, in: „Wort und Wahrheit“, November 1961, S. 727 ff., mit Gewinn erfahren kann). Wir würden in einer Selbstprüfung an den orthodoxen Anliegen lernen, daß unserem lateinischen Christentum mit seinem „soziologischen Mißverständnis“ (A. Mirgeler: „Rückblick auf das abendländische Christentum“, Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz 1962) der Sinn für den eschatologischen Charakter der Gottesherrschaft verkümmert ist, um nur diese wichtige Frage zu nennen. Haben wir erst die orthodoxen Einwände verstanden, dann werden vielleicht auch die orthodoxen Kirchenführer eher geneigt sein, über die Misere ihres Staatskirchentums mit uns offen zu reden, und die Verdienste des Primats für die Befreiung der Kirche vom Staat erkennen.

Ähnlich haben wir gegenüber den reformatorischen Christen und ihrem sola scriptura mit der zentralen Funktion der Rechtfertigungslehre, die alle übrigen Lehren determiniert, zu massiv und rationalistisch die hierarchische Ordnung der Kirche und die Tradition als Auslegerin der Schrift verteidigt und dabei nicht bemerkt, daß die Evangelischen in eigenartiger, der Alten Kirche vertrauter Weise den Anredecharakter der Bibel, des „Wortes Gottes“, wiedergefunden haben, worin wir ihnen heute nachzueifern, auch in dem Bemühen, die Spontanität des Glaubens, die „Freiheit in Christus“ wiederzugewinnen, die wir über der notwendigen Betonung des Gehorsams gegenüber der hierarchischen Kirche nicht mehr genügend gepflegt hatten. Unsere theologischen Pioniere haben heute schon große Fortschritte gemacht, die evangelische Spiritualität zu verstehen. Das hat, wo ein solcher Versuch gelingt, jedesmal zur Folge, daß die Evangelischen sich freudig angesprochen fühlen und viel leichter einsehen, wo sie bzw. ihre Väter im Eifer der Reform das Kind mit dem Bade ausgeschüttet haben. Aber dieser Prozeß des Verstehens hat kaum erst begonnen, er steckt zum Teil noch in einer Phase der Verwirrung, ungenügender Klärung der sehr unterschiedlichen theologischen Begriffe und daher auch mancher voreiliger Illusionen, die ein unvermeidliches Durchgangsstadium von ersten Begegnungen darstellen. Immerhin ist schon so viel erreicht worden, daß der Papst sich zu der Weisung entschließen konnte: Geht aufeinander zu und lernt euch besser kennen!

4. Diese Parole bezeugt einen neuen Geist des Vertrauens, der vom Heiligen Vater ausgeht und der sich allmählich der ganzen Kirche und der Christenheit mitteilt. Es ist wohl nicht zuviel gesagt, wenn man darin etwas Wunder-

Meldungen aus der katholischen Welt

Aus dem deutschen Sprachgebiet

**Vierter Fasten-
aufruf der
deutschen Bischöfe
„gegen Hunger
und Krankheit
in der Welt“**

Wie in den drei letzten Jahren (vgl. Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 242 ff., 14. Jhg., S. 269 und 15. Jhg., S. 243 f.) hat der deutsche Episkopat auch in diesem Jahr die Gläubigen zu einer

Fastenaktion aufgefordert, deren Ertrag mithelfen soll, Hunger, Krankheit und Not in den Entwicklungsländern zu überwinden. Das gemeinsame Hirtenwort wurde am 25. Februar 1962 in allen Kirchen verlesen. Es hat folgenden Wortlaut:

Zu Beginn der Fastenzeit bitten wir euch auch in diesem Jahr um euer Fastenopfer für die notleidenden Brüder und Schwestern in aller Welt. Mit dieser Bitte verbinden wir zugleich ein herzliches Wort des Dankes. In den vergangenen Jahren seid ihr unserem Aufruf zum Fastenopfer „Misereor — gegen Hunger und Krankheit in der Welt“ mit großer Liebe und Bereitschaft gefolgt. Mehr als 127 Millionen Mark, davon allein fast 50 Millionen im letzten Jahr, habt ihr in unsere Hände gelegt, damit wir Bischöfe in eurem Auftrag die große Not derer lindern helfen, die uns der Herr als seine Brüder und Schwestern anvertraut hat.

Die Gabe eurer Liebe ist in alle Welt gegangen. Sie hat in allen Erdteilen viele und wirksame Hilfe gebracht und überzeugende Zeichen christlicher Liebe aufgerichtet. Darüber hinaus haben euer Beispiel und eure Opferbereitschaft in anderen europäischen Ländern ähnliche Hilfen angeregt.

Im Namen all derer, denen wir in ihrer Not und in ihrem tiefen Elend mit eurer Gabe beistehen durften, danken wir euch für alle Liebe und Hilfsbereitschaft.

Wie jede echte Tat der Liebe nicht nur dem Segen bringt, der sie empfängt, sondern auch den mit Segen erfüllt, der sie gibt, so wird auch unsere Fastengabe uns frei machen für den Geist Christi und seiner heiligen Kirche. Als wir Bischöfe euch vor drei Jahren zum erstenmal um euer Fastenopfer baten, trieb uns nicht nur das Mitleid mit den Hungernden und Kranken, sondern auch die tiefe Sorge um euer Heil. Unsere Hilfe, so sagten wir damals, „die wir unseren Brüdern in Afrika und Asien leisten wollen, soll zugleich ein Weg sein, uns vom überreichen Genuß der Dinge dieser Welt loszusagen und den praktischen Materialismus in unseren Herzen auf eine wirksame Weise niederzuhalten“.

Es hat einen tiefen christlichen Sinn, wenn wir euch in der heiligen Fastenzeit um ein Opfer zur Linderung der Not in der Welt bitten. Fasten ist mehr als nur Verzicht auf Speise und Trank. Fasten ist ein Bußbekenntnis. Seine Wurzel liegt in der Nachfolge Christi, im Aufsichnehmen seines Kreuzes, in der Bezeugung seiner Liebe.

Zum Fasten gehört innerlich und notwendig das Opfer, das wir bereiten Herzens dem Herrn schenken. „Wenn ihr fastet, so macht nicht ein verdrießliches Gesicht wie die Heuchler...“ (Matth. 6, 16), sondern gebt euer Fastenopfer in die Hände der Armen. Der hl. Petrus Chrysologus sagt uns: „Die Hand des Armen ist die Schatzkammer Christi. Denn was immer der Arme empfängt, das empfängt Christus“ (Matth.-Ev., sermo 8).

Gewiß wird für das äußere Maß der Hilfe, die wir unseren notleidenden und kranken Brüdern leisten können,

bares sieht, um so mehr, als es dem Papst und seinen Ratgebern nicht verborgen geblieben sein dürfte, welches Mißtrauen auch seine — wie man sagt — „ökumenische Taktik“ sowohl bei den getrennten Glaubensgemeinschaften wie sogar in katholischen Kreisen in den letzten Jahren seit der Ankündigung eines Ökumenischen Konzils erregt hat und zum Teil immer noch erregt. Dieses Vertrauen kann sich daher keineswegs nur auf das Funktionieren der natürlichen Tugenden richten, die ja vom konfessionellen Eifer oft gelähmt werden. Es richtet sich zweifellos auf die Wirksamkeit des Heiligen Geistes in allen Christen, von dem die Allgemeine Gebetsmeinung für den Monat Juni handelt: „Daß alle in Christus Getauften bereitwilliger den Einsprechungen des Heiligen Geistes folgen mögen.“ Da hiervon im nächsten Heft ausführlicher zu reden sein wird, können wir uns den auffallenden Vertrauensbeweisen zuwenden, die Papst Johannes in seinem pontifikalischen Stil erbringt, indem er vorlebt, was er von den Gläubigen als größere gegenseitige Wertschätzung und als Bemühen um genauere Kenntnis der anderen Christen erwartet. Denn es ist nicht so, daß der Papst einen neuartigen Grundsatz ausspricht, sondern er geht voran und möchte, daß wir ihm folgen. Er betätigt diese Wertschätzung z. B. dadurch, daß er privatim jeden Kirchenführer der Ökumene bei sich empfängt, der ihn kennenzulernen wünscht, darunter die bischöflichen Anglikaner, wie den früheren Primas von England, Dr. G. Fisher, oder das Oberhaupt der Protestantischen Episkopalkirche in den USA, A. Lichtenberger, obwohl Rom die Weihen dieser Anglikaner nicht anerkennt, sodann, wie vorgesehen, den Moderator der schottischen Presbyterianer, die sich nicht einmal mit der Kirche von England näher einlassen wollen. So verschafft sich der Papst persönlich genauere Kenntnisse, soweit sie ihm nicht durch das Sekretariat des Kardinals Bea laufend zugeführt werden.

Vor allem aber vermittelt er seinen Besuchern eine bessere Kenntnis des Primats, der ja der eigentliche Stein des Anstoßes ist, weil man in ihm eine Art unfehlbarer geistlicher Tyrannis vermutet. Man kann mit Engelszungen reden und beweisen, daß die Unfehlbarkeit des Papstes keine persönlich-private und keine moralische ist, sondern der amtliche Vollzug der Unfehlbarkeit der Kirche als ganzer, das Mißtrauen ist kaum zu beheben, solange nicht das Gegenteil erfahren wird. Die neue Erfahrung nun, die Johannes XXIII. von seinem obersten Hirtenamt vermittelt, ist unverkennbar die, daß es — jedenfalls nach seinem Sinne — kein Herrschaftsamt ist, wie man entgegen der Warnung Jesu an die Apostel (Luk. 22, 25—27) in der Welt zu herrschen pflegt, sondern der Heilige Vater bemüht sich etwa in der Weise, wie er das Konzil durch eine umfassende Befragung und Beratung vorbereitet, zu zeigen, daß er sein Amt als Dienst an der Einheit der Christen auffaßt und betätigt. Das ist bereits bemerkt worden, nur kommt der Papst noch nicht ganz zu der beabsichtigten Wirkung, solange der eine oder andere seiner Ratgeber fortfährt, das hierarchische Leitungsamt in der politisch-juridischen Kategorie eines „Befehlshabers“ über „Untergebene“ auszudrücken. Wiederum beweist dieser anscheinend noch unvermeidliche, nach dem Konzil hoffentlich überwundene Begleitumstand, wie sehr Johannes XXIII. als Pionier seinen eigenen Weg zu bahnen beabsichtigt. Gelingt ihm dieses Vorhaben bis zur Vollendung, so wird man im Sinne der Gebetsmeinung von einer außerordentlichen Gebetsanhörung sprechen können.